

Überleben mit Geschichte

Von Fritz Hausjell, Universität Wien.



Aufnahme: P.K. — Böfig — Presse-Bild-Zentrale

Rundfunkberichter in vorderster Linie

Zusammen mit den ersten vorstürmenden deutschen Soldaten stürmt der Rundfunksprecher vor, um den Hörern daheim das mitreißende Geschehen des deutschen Vormarsches aus eigener Anschauung packend zu schildern

Titelseite der Zeitschrift „Deutsche Presse“ vom 27. April 1940. Offenherzig wird knapp acht Monate nach Kriegsbeginn verkündet, dass bereits 23 Kriegsberichter tot sind. In den folgenden Jahren werden in fast jeder Ausgabe Listen der gefallenen Kriegsberichter publiziert.

In den letzten Jahren wurde das Konzept der „embedded journalists“ als neu oder gar als innovativste Form der Medienkontrolle bewertet. Ganz selten findet sich in der bisherigen Diskussion der Hinweis, dass das im zweiten Krieg der USA gegen den Irak 2003 praktizierte Einbetten von Journalisten in die kämpfende Truppe an das Konzept der Kriegsberichterstätter der Nationalsozialisten im 2. Weltkrieg erinnert. Dabei hätte es sich gelohnt, dieses historische Beispiel zu studieren (wie es sich bei vielen aktuellen Themen auszahlt, die Genese zu analysieren). Zwar wiederholt sich Geschichte nicht einfach, aber erfolgreiche Prinzipien werden durchaus aufgegriffen. Es ist wohl nur der ahistorischen Herangehensweise zu schulden, dass viele amerikanische Journalisten das System der „embedded reporters“ zunächst mehrheitlich begrüßten und selbst danach nur eine Minderheit in diesem System der Kriegsberichterstattung

eine Gefahr für den unabhängigen Journalismus sahen. Hätten Journalisten sich mit der eigenen Geschichte als Kriegsberichterstätter beschäftigt, wäre ihnen zumindest zweierlei bewußt geworden: Dass nämlich diese Form der Berichterstattung vom Krieg für die Journalisten die gefährlichste Form ist. Wer militärisch nur wenig ausgebildet ist und dessen Aufgabe primär die Berichterstattung ist, wird in Kampfhandlungen eher Opfer als jene, die die wirklich gefährliche Situationen einschätzen können und sich entsprechend verhalten. Wobei es für die Betroffenen letztlich egal ist, ob sie Opfer von „friendly fire“ werden. Während der Kampfhandlungen sind im Irak von den 600 eingebetteten Journalisten 16 ums Leben gekommen, was nicht nur für den relativ kurzen Zeitraum der offiziellen Kriegsführung viele sind, sondern sehr viele in Relation zu den Soldaten. Von den rund 300.000 eingesetzten amerika-

nischen und alliierten Soldaten starben während derselben Zeit 178. Es verloren also um 45mal mehr Journalisten ihr Leben.

Die zweite historische Lehre wäre gewesen: Eingebettet-sein bedeutet Nähe über Wochen und Monate in existenzbedrohenden Situationen. Dies führt zur Solidarisierung, Soldaten werden für den Journalisten vom anonymen Uniformträger zum Kameraden. Die notwendige professionelle Distanz zwischen Berichterstätter und den Akteuren des Krieges schwindet und verschwindet mitunter. Wer in diesen Situationen versucht, journalistisch professionell zu handeln, gilt in der Truppe als „Kameradschaftsschwein“, das nicht darauf zählen darf, im Extremfall auch unter letztem Einsatz gerettet zu werden: das wird kritischen Journalisten spätestens bei der Truppe klar (gemacht).

Was wäre gewesen, wenn ... – Dieses Nachdenken wird oft verpönt, ist meines Erachtens aber nötig, um aus dem Gestern und Heute für das Morgen zu lernen. Was wäre also passiert, wenn viele Journalisten sich vor diesen vom Pentagon bewußt eingesetzten Mechanismen bewußt gewesen wären. Sie hätten wohl nicht als „embedded journalists“ teilgenommen. Schon durch das Nichtmitmachen vieler Spitzenjournalisten wäre die Propagandastrategie der Kriegsbetreiber geschwächt worden, weil dann nur die weniger publikumsattraktiven Medienstars von der Front berichtet hätten. Während jene Spitzenjournalisten, die sich der schleichenden Korruption durch Nähe verwehrt hätten, Zeit zur Analyse aus der Distanz gehabt hätten.

Außerdem hätten sie Zeit gehabt, um dem Publikum nicht nur moralisierend den möglichen Missbrauch der Medien in Kriegszeiten mitzuteilen, sondern exakte Analysen des Missbrauchs von Journalismus im letzten Krieg bzw. in den letzten Kriegen zu bieten. Davor scheuen aber viele (noch) zurück, denn die Quoten der klassischen Kriegsberichterstattung sind verführerisch hoch. Dem ist freilich entgegenzuhalten, dass die andere Antwort des Journalismus auf Krieg zu wenig praktiziert wurde. Möglicherweise hat auch dieser entsprechenden Publikumszuspruch – gewiß jedenfalls, wenn die Gemeinschaft der friedensbewegten Menschen Jahr um Jahr größer wird.